

Objektyp: **FrontMatter**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **21 (1937)**

Heft 5-6

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: „Muttersprache“, Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 4 Franken, mit Beilage 7 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Veranstaltung: Küsnacht (Zürich). — Druck: E. Flück, Bern.

„Warum nicht Schweizerdeutsch?“

So möchte man den Verfasser¹⁾ eigentlich selber fragen. Er nennt es „grotesk“, daß jemand in einem Vortrag über „geistige Landesverteidigung“ unsere Mundart verteidigt und dabei schriftdeutsch gesprochen habe. Aber er selber verteidigt sie ja auch schriftdeutsch? Darauf würde er erwidern, er sage ja deutlich, wir müßten bei der hochdeutschen Schriftsprache bleiben und er lehne Dr. Baers Forderung einer alemannischen Schriftsprache ab. (Er sitzt zwar auch im Vorstand von dessen „Sprach-Biwegig“.) Nun hatte aber jener Redner seine Ausführungen wohl niedergeschrieben, wie man das bei gewissenhafter Vorbereitung zu tun pflegt. Wie hätte er's machen sollen? Hätte er den schriftdeutsch geschriebenen Vortrag vorweg ins Schweizerdeutsch übersetzen sollen? Was für ein „Schweizerdeutsch“ wäre da herausgekommen! Oder hätte er den Vortrag in der Mundart niederschreiben sollen? Dann wäre nicht einzusehen, weshalb Guggenbühl es mit seiner Verteidigung der Mundart nicht ebenso hätte machen können. Warum man zum Schutze der Mundart schriftdeutsch schreiben, aber in einem Vortrag nicht schriftdeutsch sprechen dürfe, sagt er nirgends.

Das ist bezeichnend. Die Schrift ist sicher gut gemeint, unterhaltend geschrieben und geeignet, manchen aufzurütteln zu Beobachtungen und Verbesserungen an seinem eigenen Sprachgebrauch. Aber etwas oberflächlich ist sie doch, mehr demagogisches Gepolter mit geschickt eingestreuten sprachlichen Greuelmärchen als gründliche, sachliche Auseinandersetzung. Eine Unwahrheit liegt schon im Untertitel: „Gegen die Mißachtung unserer Muttersprache“. Müßten sich wirklich alle jene, die schon politische und andere Vorträge, Predigten und Religionsunterricht, Reden bei festlichen Gelegenheiten oder in kantonalen und städtischen Parlamenten auf Schriftdeutsch gehalten, nun nachsagen lassen, sie hätten ihre Muttersprache mißachtet? In welcher deutschsprachigen Landschaft wird die Mundart höher geachtet als bei uns? In welchem schweizerischen Landesteil gilt sie so viel wie im deutschsprachigen? Welches Land hat an öffentlichen Mitteln für ein Werk wie unser Idiotikon so viel ausgegeben wie wir? In welchem Kulturland kommt es sonst noch vor, daß das ganze Volk, vom letzten Tagelöhner bis zum Hochschullehrer und zum Staatsoberhaupt, im persönlichen Gespräch noch die Landesmundart spricht? Und da kommt man und behauptet,

wir mißachten unsere Muttersprache; sie sei für uns nur noch eine „Küchensprache“, „gut genug, Kinder zu ermahnen, beim Krämer Kartoffeln zu kaufen“. Sind das nicht ungeheuerliche Uebertreibungen? Die deutschschweizerische Mutter spricht doch zu ihrem Kinde von seinem ersten bis zu ihrem letzten Tage nie anders als schweizerdeutsch; Freunde vertrauen sich ihre Zukunftspläne nie anders, Liebende flüstern nie anders, der Arzt am Krankenbett und der Pfarrer am Sterbebett, nie reden sie anders als in dieser „Küchensprache“, „gut genug, Kinder zu ermahnen, beim Krämer Kartoffeln zu kaufen“. Daß schweizerische Philosophieprofessoren am Stammtisch sogar mundartlich „fachsimpeln“, gibt G. in anderem Zusammenhang selber zu.

Solchen Uebertreibungen begegnet man auf Schritt und Tritt. Es ist auch nicht so, daß man sich heute schämen muß, eine Rede in der Mundart zu halten, im Gegenteil: man muß sich heute schon beinahe entschuldigen, wenn man wagt, sie schriftdeutsch zu halten. Das ist heutzutage viel dankbarer, und es wird heute schon, und zwar nicht erst seit Guggenbühls und Baers Schriften erschienen sind, öffentlich wieder mehr schweizerdeutsch gesprochen als vor dreißig Jahren. Wir seien eine „Nation von Taubstummen“ geworden? Woher weiß man, daß die Männer auf dem Rütli gewandter plädiert haben? Das aber erzählt uns Gottfried Keller, daß die Witwe Lee beim Abschied des grünen Heinrichs auch nur „schüchtern und abgebrochen“ sprechen konnte. Und ist es wahrscheinlich und wünschbar, daß alle Völkerstämme gleich redebegabt und redelustig seien wie die „arabischen Nomaden“ und „sizilianischen Bauern“? Auf alle Fälle ist Guggenbühl der erste, der herausgefunden hat, daß in der Schweiz — zu wenig geredet wird. Greuelmärchen könnte man die Geschichte nennen von dem Leutnant, der „stundenlang“ sich abmühte, einem Soldaten die Aussprache „Zu Befehl“ statt „Zu Bifehl“ beizubringen. Daß „betrunkene Ostschweizer“ sich „nicht selten des Französischen bedienen“, um ihrer „Euphorie“ (!) hemmungsloser Ausdruck geben zu können und sich weniger schämen zu müssen — wer glaubt das? Und seit wann ist es in der deutschen Schweiz Brauch, beim Hoch aufs Vaterland mangels eines schweizerdeutschen Ausdrucks „Vive la Suisse“ zu rufen? Wenn ein Lehrer nicht daran erinnerte und die Schüler es trotz den Bildern an der Wand nicht merkten, daß der Sperling der Spaß ist, fehlte es an beiden, Lehrer und Schülern; solche Ungeheuerlichkeiten kommen auch bei mundartlichem Unterricht vor. Daß es in der Schweiz seit Jahrhunderten „Arbeiter“ oder „Büezer“ gegeben (das Idiotikon weiß es

¹⁾ Adolf Guggenbühl, Mitherausgeber des „Schweizer Spiegel“: Warum nicht Schweizerdeutsch? Gegen die Mißachtung unserer Muttersprache. „Schweizer Spiegel“-Verlag, Zürich. Fr. 1.50.